

Das erzähl ich nur Ihnen!

Die Kunst der Beziehungsarbeit
in 15 Geschichten

Monika Staemmler



BALANCE erfahrungen



Begegnungen auf Augenhöhe

»Wenn ich gefragt werde, was ich arbeite, und antworte, dass ich als Sozialarbeiterin chronisch psychisch kranke Menschen begleite, dann ist die Reaktion meist: ›Na, da haben Sie's ja auch nicht leicht!‹ oder ›Da haben Sie aber eine schwere Arbeit!‹. Ich weiß bis heute nicht genau, was ich darauf anderes sagen soll als ›Ich mach das gerne!‹. In diesem Buch beschreibe ich nun meine Arbeit etwas ausführlicher und hoffe, dass so auch sichtbar wird, warum ich diese Arbeit gerne tue und wie ich dafür Sorge, dass es so bleibt.«



Monika Staemmler
Das erzähl ich nur Ihnen!



BALANCE **erfahrungen**

Monika Staemmler

Das erzähl ich nur Ihnen!

Die Kunst der Beziehungsarbeit
in 15 Geschichten

*Für Eike,
Dietrich, Nikolaus
und Janina*

»Man müsste das alles mal aufschreiben!« 7
Ein fast neidischer Seufzer von Ilse Eichenbrenner

Mein Weg zu den Klienten – und zu diesem Buch 9



»Jetzt hab ich die Schlüssel!« 17
Herr Werholz



»Die machen mir alles kaputt« 30
Frau Gluth



»Das wird nichts mehr mit mir!« 38
Frau Bleibtreu



»Sie haben mich nie hintergangen!« 48
Frau Trampeneau



»Haben Sie nicht eine Kollegin, die so ähnlich ist wie Sie?« 62
Herr Hermann



»Und bitten Sie die gnädige Frau um eine gütige Entscheidung« 71
Herr Zimmermann



»Lieber Gott, ich brauche morgen 2000 Euro!« 77
Frau Henning



»Ich weiß nicht, wie lange das meine Arme noch tragen können!« 85

Familie Surikov



»Können Sie mich begleiten, meine Kinder loszulassen?« 105

Frau Hansen



»Ich möchte so gern noch raus aus meinem dunklen Tunnel,
raus ins Licht« 117

Frau Rosenbaum



»Seien Sie froh, dass Sie Sie sind!« 133

Herr Schade



»Bitte sehen Sie nach mir« 145

Frau Wilhelm



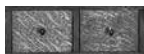
»Ich bin eine hysterische Perfektionistin!« 155

Frau Schumann



»Ach, haben Sie doch ein bisschen Gottvertrauen!« 163

Frau Giese



»Ich unterscheide die Ärzte und die vom Staat,
die nichts tun, und bin unter Umständen bereit,
für Sie eine dritte Schublade einzurichten« 171

Gabriel

Mein aufrichtiger Dank 181

Glossar 183

Literatur 186

»Man müsste das alles mal aufschreiben!« Ein fast neidischer Seufzer von Ilse Eichenbrenner

7

Jede Sozialarbeiterin, ich wette, hat diesen Stoßseufzer nach einem besonders beeindruckenden Hausbesuch oder Klientenkontakt schon einmal losgelassen. Dann geht man zurück ins Büro und schreibt einen knappen Vermerk für die vorgeschriebene Dokumentation. Wer mutig ist, der erwähnt vielleicht das Mobiliar, den Zustand der Wohnung oder die Müllbeutel im Flur. Die politische Korrektheit siegt meistens und man verzichtet auf Details, die als denunzierend gewertet werden könnten. Dann ist die Berufstätigkeit vorbei, und die Geschichten und Eindrücke verblassen. Hätte ich doch!

Monika Staemmler hat. Sie hat als Sozialarbeiterin im psychiatrischen Feld gearbeitet und vieles aufgeschrieben. Ihre »Kundschaft« ist eigenwillig, originell, kreativ, abweisend und möglicherweise leiden viele von ihnen an einer psychischen Störung. Müssen sie behandelt werden? Nein. Monika Staemmler zeigt, dass es abseits der medizinischen Hauptstraße viele kleine Nebenwege gibt, auf denen Sozialarbeiterinnen und Pflegekräfte ungeheuer wertvoll agieren können. Wer in diesem Bereich gearbeitet hat, wird vor sich hin lächeln und sich an Herrn S. und Frau M. oder wen auch immer erinnern. Ja, so

einen hatte ich auch. Lehnen Sie sich zurück, kochen Sie einen Kaffee und lassen Sie die Gedanken schweifen. Personen und Behausungen sind so kunstvoll beschrieben, dass sie vor unseren Augen und in unseren Nasen lebendig werden. Und so beweist Monika Staemmler, dass nicht jede detaillierte Beschreibung herabsetzt. Sie schildert mit höchstem Respekt und deutet ausgesprochen wertschätzend die Eigenarten ihrer Klientel als Copingstrategien.

Die Fallvignetten lesen sich – salopp gesagt – runter wie nichts. Ich habe sie eingesaugt. Die Lektüre wäre viel zu rasch vorbei, wenn nicht auf jede Schilderung der Ereignisse eine ausführliche Reflexion folgen würde, die durch einige Fragen strukturiert wird. Die Autorin kommentiert und hinterfragt das Verhalten der Klienten und sucht nach Erklärungen in deren Lebensgeschichte. Aber auch ihre eigene professionelle Begleitung analysiert sie. Nicht alles ist gelungen, manches bereut sie, über vieles freut sie sich – und man ärgert und freut sich mit ihr. Gerade diese differenzierte Haltung macht uns Lesern die Autorin und damit ihre Geschichtensammlung so sympathisch.

8

Die Kombination von spannenden Fallvignetten und kluger Reflexion machen das Buch aus meiner Sicht auch zu einem wunderbaren Lehrbuch. Es bereitet Studierende und Auszubildende vieler Berufsgruppen auf die unterschiedlichsten Settings in der ambulant-aufsuchenden Arbeit vor. Denken wir nur an das Home-treatment! Und es vermittelt so ganz nebenbei sozialtherapeutische Haltungen und Methoden.

Vielleicht entdecken Sie noch ganz andere Aspekte. Ich war fasziniert von Dresden als Schauplatz sozialpsychiatrischer Arbeit und von den Ost-Biografien der Klienten. Manches kannte ich so nicht. Doch jetzt geht es los: Ziehen Sie sich bequeme Schuhe an, wenn Sie Monika Staemmler bei ihrem Gang durch die Treppenhäuser über die Schulter schauen.

Mein Weg zu den Klienten – und zu diesem Buch

9

Wenn ich gefragt werde, was ich arbeite, und antworte, dass ich als Sozialarbeiterin chronisch psychisch kranke Menschen begleite, dann ist die Reaktion meist: »Na, da haben Sie 's ja auch nicht leicht!« oder »Da haben Sie aber eine schwere Arbeit!«. Ich weiß bis heute nicht genau, was ich darauf anderes sagen soll als »Ich mach das gerne!«. In diesem Buch beschreibe ich nun meine Arbeit etwas ausführlicher und hoffe, dass so auch sichtbar wird, warum ich diese Arbeit gerne tue und wie ich dafür Sorge, dass es so bleibt.

Ich verdanke meiner Freundin Patricia Paweletz die Anregung, einige Klientengeschichten aufzuschreiben. In einer Fallsupervision ist sie auf meine Arbeit neugierig geworden. Wir saßen zusammen und überlegten, was ich mit all den Geschichten anfangen könnte. Sie fragte mich, ob ich sie nicht aufschreiben will. Die Idee reizte mich. So schrieb ich jeden Monat eine Geschichte. Für manche brauchte ich länger, weil sie sich manchmal so sperrig anfühlten und ich den Grund für das, was passiert war, tiefer erfassen und begreifen wollte.

Ich schrieb diese Geschichten für Kolleginnen und Kollegen, für Betroffene, Angehörige und Freunde psychisch erkrankter Menschen,

die auf Beziehungsarbeit neugierig sind. Sie ist ein sehr wichtiger, vielleicht sogar der wichtigste Bestandteil unserer Arbeit in der Psychiatrie. »Wenn die Beziehung steht, geht fast alles!«, so führte mich meine sehr geschätzte Kollegin Hannelore Kahle in die Arbeit mit psychisch erkrankten Menschen in meiner ersten Arbeitsstelle als Sozialarbeiterin ein.

Gemeint ist mit diesem Satz, dass unsere Klientinnen und Klienten sich mit uns sicher fühlen müssen. Dahinter steht eine langjährige Erfahrung. Hannelore Kahle gehört für mich mit einigen anderen Kolleginnen zu den mutigen Vorreiterinnen dieses Ansatzes. Sie hatten schon in den ambulanten Strukturen der DDR-Psychiatrie gearbeitet. Hinter vorgehaltener Hand sprach Hannelore Kahle von »parralem Handeln« – jenseits der Gesetze und Anordnungen, wenn offizielle Wege versperrt waren. Diese Sozialarbeiterinnen haben in Sachsen gemeinsam mit Ärzten und Schwestern nach der Wende eine neue ambulante Psychiatrie aus der Wiege gehoben. Das war politisches und sozialpsychiatrisches Engagement zugleich. In den alten Bundesländern suchten sie Kontakt zu vergleichbaren Institutionen, insbesondere den Sozialpsychiatrischen Diensten, die im Aufbau ambulanter Strukturen einige Jahre Vorsprung hatten.

In der DDR gab es Ansätze eines anderen Denkens, dokumentiert in den Rodewischer Thesen von 1963, die nach einem internationalen Symposium über psychiatrische Rehabilitation verabschiedet wurden. Auch wenn die herrschenden Bedingungen, die Inkompetenz erstarrter zentralistischer Parteiführung und das Desinteresse der großen psychiatrischen Anstalten ihre flächendeckende Umsetzung verhinderten, setzte doch punktuell ein Reformprozess ein. In der Folge haben einige mutige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter psychisch kranke Menschen auf Augenhöhe gehoben. Das war neu und hatte durch die DDR-Vorgeschichte eine eigene Note: Aus diktatorischen und hierarchischen Strukturen heraus lernten diese engagierten Menschen der eigenen Fachlichkeit und Wahrnehmung zu trauen.

Darüber sind Jahrzehnte ins Land gezogen. Die Erfahrung, dass Beziehungsarbeit mit psychisch erkrankten Menschen nicht mit Geld aufzuwiegen ist, bestätigte sich dabei immer wieder neu. Beziehungsarbeit braucht Zeit, viel Zeit. Es fühlt sich manchmal an, als würde in der Arbeit mit psychisch erkrankten Menschen eine andere Zeitrechnung gelten. Wer wirklich eine tragfähige Arbeitsbeziehung schaffen will, der muss sich vom heutigen Optimierungswahn verabschieden.

Diese Erfahrung habe ich sehr früh gemacht. Seit 1978 kenne ich einen Mann, der mit 16 Jahren psychisch erkrankte. An seinem Bett in der Nervenklinik wurde Ende der 30er Jahre über lebenswertes oder -unwertes Leben entschieden, über Zwangssterilisierung ja oder nein. Sein Entschluss, zum Militär zu gehen und Medizin zu studieren, rettete ihm rückblickend das Leben. Er entkam nicht nur den NS-Euthanasieaktionen, sondern auf fast wunderbare Weise ebenso der Zwangssterilisation, obwohl sich akute Krisensituationen wiederholten.

Auch in der DDR-Zeit hatte er Krankheitsschübe. Er verweigerte die Medikamente und erlebte, was damals »Zwangsmedikation« bedeutete. Dabei verlor er einen Zahn und ihm wurde ein Arm amputiert. Nach sieben Schüben, so erzählte er mir, entschied er und seine Frau, die Medikamente abzusetzen. Die vertraute Beziehung bedeutete für ihn Halt und Korrektiv. Er lernte, Symptome früh zu erkennen und ihnen zu begegnen. Gegen die Schlaflosigkeit war es das autogene Training. Mit seinen inneren Stimmen, die auch Namen hatten, war er im Austausch. Außenstehende merkten davon nichts. Vielleicht äußerte er manchmal etwas außergewöhnliche Ansichten. Er war in gutem Kontakt mit seiner Frau, die ihn im Notfall korrigierte. Weitere Klinikaufenthalte gab es nicht.

Dieser alte Bekannte war Facharzt für Bakteriologie und Epidemiologie und Hygienearzt und arbeitete bis zu seiner Pensionierung an einem Institut in der DDR. Die Hygieneärzte waren in der

Nazizeit die Ärzte, die sich unter anderem mit der »Rassenhygiene« beschäftigten und an Entscheidungen nach dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« beteiligt waren. Er begann noch im »Dritten Reich« mit dem Medizinstudium. Könnte es seine Strategie gewesen sein, sich in die Höhle des Löwen zu begeben, um sich zu retten?

Mir imponierte diese Strategie ungemein, auch wenn sie ohne die sich verändernden Zeitläufte wohl nicht aufgegangen wäre. Jedenfalls trug diese Begegnung dazu bei, während meines Sozialpädagogikstudiums für die Einrichtung eines Studienschwerpunktes für Sozialpsychiatrie einzutreten. Unser Professor Dr. Günter Rexilius, ein Kämpfer für die Enthospitalisierung, führte uns in die Grundbegriffe einer sozialen Psychiatrie ein. Wir waren entflammt.

12

Warum?

So kurz nach der Wende fühlte sich das noch einmal wie ein Aufbruch aus Unterdrückungsverhältnissen an, aus einer anderen Form von Diktatur, aus medizinischer Dominanz. Gemeinsam mit unserem Professor nahmen wir angehenden Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen 1994 am Weltkongress für Soziale Psychiatrie in Hamburg teil. Wir saugten förmlich auf, was wir dort erfuhren. Wir hörten den Arzt Klaus Dörner und die Psychiatrie-Erfahrene Dorothea Buck, die von dem psychiatrischen Größenwahn in Deutschland sprachen und von der Notwendigkeit, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen. Thomas Bock sprach vom Trialog und von den Psycho-Erfahrungen außerhalb der Psychiatrie. Ich interessierte mich zu der Zeit besonders für das Soteria-Projekt, das von Luc Ciompi vorgestellt wurde. Daneben gab es Theater, gespielt von Betroffenen. Das alles wirkte auf uns wie ein Ermutigungs- und Motivationscocktail.

Eifrig und hoch motiviert beschäftigten wir uns mit der Auflösung der Anstalt in Blankenburg und besuchten alle Enthospitalisierungsprojekte. Wir waren ergriffen von der herrschenden therapeutischen Grundhaltung, vom Umgang mit schwer gestörten Menschen

auf Augenhöhe. Was wir erlebten, wirkte so normal und so herrlich kreativ.

Seitdem suche ich nach der Normalität im »Verrückten« und nach dem Sinn des »Verrückten«. Ich frage mich, worin sein Nutzen liegt und ob es Zusammenhänge mit der Lebensgeschichte gibt. In meiner »Mitte« sensibilisiert für die Arbeit mit psychisch kranken Menschen wurde ich von einem Schlüsselerebnis überrascht.

Ich machte ein Praktikum in einem psychiatrischen Krankenhaus. Meine Mentorin lud mich ein, sie zu einem Hausbesuch zu begleiten. Wir stiegen in den vierten Stock des dritten Hinterhauses. Es war dunkel und verwaorlost. Die elektrischen Leitungen lagen noch auf Putz. An der Decke baumelte eine alte Tellerlampe, unter der eine schwache Glühbirne spärlich Licht spendete. Wir klingelten. Nach geraumer Zeit öffnete eine kräftige Frau mittleren Alters in Strickpullover und Schlüpfern. Sie ließ uns ohne großes Gewese ein. Ihr Mann lag im Bett. Sie kroch zu ihm unter die Decke. Wir standen am Fußende und besprachen unser Anliegen. Alles war unspektakulär und schien ganz normal.

Ich war tief beeindruckt von dem Erlebnis. Von diesem Zeitpunkt an war ich mir sicher: So wollte ich arbeiten. Mit den Menschen, die nach ihrer Fassung leben: frei von Normen und für sie stimmig. Als ehemalige DDR-Bürgerin war Unangepasstheit damals natürlich ein hoher Wert für mich. In der Arbeit hat sich derweil mein Urteil ausdifferenziert und mir ist auch der Wert von Grenzen bewusst.

Zwei Jahre später bekam ich eine Arbeitsstelle im ambulanten sozialpsychiatrischen Bereich, und ich rannte mit meiner Lust auf diese Art Arbeit offene Türen ein. Ich fühlte mich willkommen geheißen im multiprofessionellen Team. Wir waren vier Sozialarbeiterinnen, eine Krankenschwester, eine Psychologin sowie eine Ärztin, die den Dienst leitete. Wenn Hilfesuchende in unseren Dienst kamen, ermittelte die Schwester die Zuständigkeit für das vorgetragene Problem. Meist wurde gleich entschieden, wer die Fallverantwortung übernahm.

Meine Kolleginnen und ich streiften durch unsanierte Wohnviertel und stiegen gelegentlich sogar in Abrisshäusern herum, um unsere Klienten zu besuchen und den Kontakt zu ihnen zu halten. Wir wollten ihnen eine veränderte Psychiatrie vermitteln, die angstfreier war und ihre andersartigen Lebenskonzepte akzeptierte. Die Arbeit im Team gestalteten wir in lebendigen, kollegialen Fallberatungen und Ideenkonferenzen.

Ich erlebte noch den letzten »DDR-Charme« der Wendezeit: verkommene Wohnviertel, in denen das alternative Leben pulsierte und das Leben in einem Trabant über mehrere Jahre möglich war. Ich weiß, wie ofenbeheizte Wohnungen riechen, auch wenn der Ofen kalt ist. Ich kenne Hinterhöfe, wo sich die Hausgemeinschaft zum abendlichen Plausch oder zum Feiern traf, auch Plattenbauwohnungen, die zu einem Sammelager oder einer Werkstatt umfunktioniert wurden.

14

Jetzt ist eine neue Landschaft entstanden, aber der Kern der sozialpsychiatrischen Arbeit ist geblieben. Die Beziehungsarbeit ist immer noch das Wesentliche. Diagnosen und sozialanwaltliche* Interventionen erwähne ich deshalb auch nur am Rande. Die gibt es natürlich trotzdem in einer entsprechenden Dokumentation, die aber hier keine Rolle spielen soll.

Die Geschichten sind authentisch. Details, die zur Identifizierung führen könnten, habe ich verändert. Alle Namen von Klientinnen und Klienten, Ärztinnen und Ärzten, Betreuerinnen und Betreuern sind anonymisiert, einige der Klientinnen verstorben. Denen, die erreichbar waren, habe ich den Text vorgelesen oder überlassen. Ihre jeweiligen Reaktionen werden mit veröffentlicht.

Jeder Geschichte schließt sich eine Reflexion an. Sie ist durch einige Fragen strukturiert:

Was war das Besondere an der Begegnung?

Zu welchen Interventionen hat mich diese Begegnung angeregt?

Was ist davon heute übrig geblieben?

Welche Herausforderung lag in dieser Begleitung?

Welche Bilder habe ich mitgenommen? Welche Sätze sind geblieben?

Was hat die begleitete Person mir Neues vom Leben gezeigt?

Und, wenn die Person noch greifbar war: Was sagt sie zu meiner Geschichte?

Diese Fragen weisen auf meine Schwerpunkte hin und auf meinen Anspruch, meinen Klientinnen und Klienten wertschätzend zu begegnen. Ich machte mich auf den Weg, ihre Signale zu entschlüsseln. Langsam entwickelte sich ein offeneres Verständnis für ihre Erkrankung. Ich begann schließlich, das Normale in dem Verrückten zu suchen.

Herr Werholz behauptete seinen Anspruch auf einen Platz neben Jehova. Frau Trampeneau prüft genau, wer es ehrlich meint, und kämpfte um ihre Selbstbestimmung. Herr Schade zeigte seine Sehnsucht, ein anderer, freier Mensch zu sein. Familie Surikov suchte vor allem Ruhe. So verdreht sie alle auch erscheinen mögen, so leicht ist doch zu verstehen, dass hier ganz normale Bedürfnisse artikuliert werden.

Trotz aller Bemühungen reichten die Kräfte mancher Klienten nicht aus, um Ängste, qualvolle Zwänge oder diffamierende Stimmen weiter zu ertragen. Sie entschieden sich, aus dem Leben zu gehen. Manchmal ging dieser Entscheidung ein zähes Ringen um das noch Lebenswerte voraus.

Ich erlebte mich zuweilen auch ratlos und hilflos, dem Tod nichts Besseres entgegenzusetzen zu können. Das war schwer auszuhalten und zeigte mir die Grenzen jeder Bemühung um die Beziehung auf.

Gleichzeitig sind viele Begegnungen mit Klientinnen und Klienten als ein unerschöpflicher Schatz in mir verankert, auf den ich immer wieder zurückgreifen kann. Ich habe viel von meinen Klientinnen und Klienten gelernt. Dafür bin ich sehr dankbar, darum mache ich meine Arbeit immer noch gerne.

Und immer noch bin ich neugierig auf Biografien und soziale Zusammenhänge – und ich hoffe, Sie sind es auch. Meine systemische*[▲] Ausbildung hat mich ermutigt, andere Perspektiven einzunehmen, kreative Methoden einzusetzen und unkonventionelle Wege zu gehen. Wenn mein Buch Sie dazu auch ermutigen sollte, hat es seinen Zweck erfüllt.

Übrigens erleichtert ein multiprofessionelles Team ein multiperspektivisches Herantasten an eine Person ganz enorm. Nutzen Sie den Vorteil medizinischer, psychologischer und sozialer Sichtweisen und individueller Begabungen im Team. Es ist eine wunderbare Ressource und oft auch ein Rückhalt für jede Beziehungsarbeit!



»Lieber Gott, ich brauche morgen 2000 Euro!« Frau Henning

Frau Henning wurde uns von der Opferberatungsstelle überwiesen. Sie wirkte dort so erregt und verwirrt, dass die Kolleginnen um eine ärztliche Intervention baten. Danach kam sie zu mir. Ich sollte bei der Klärung der sozialrechtlichen Fragen helfen.

Bei dieser ersten spontanen Begegnung in unserer Dienststelle erlebte ich sie völlig aufgelöst. Immer wieder musste sie eine für sie traumatische Begebenheit erzählen. Es kostete einige Mühe, etwas von ihrer augenblicklichen Lebensrealität zu erfahren.

Ich musste Frau Henning davon überzeugen, dass ich verstand, dass es ihr schlecht ging, wir aber erst gemeinsam zum Sozialamt gehen müssten, damit sie weitere Hilfen bekommen konnte. Das war ihr in diesem Augenblick aber überhaupt nicht wichtig. Ich sollte nur immer wieder zuhören.

Im Sozialamt war schon die Nachricht eingetroffen, dass bei Frau Henning eine Wohnungskündigung vorlag. Es eröffnete sich für mich nun der Blick in ein soziales Chaos: abgebrochenes Studium, kein Geld, keine Krankenversicherung, Mietschulden, Rückzahlungsforderungen vom Arbeitsamt. Familiäre Situation: geschieden, Mutter von fünf Kindern, die beim Vater lebten. Wenn wir die soziale

Not lindern wollten, dann brauchten wir zuallererst beweisträchtige Papiere, die Frau Hennings soziale Situation erklärten.

Wir fuhren gemeinsam in die Wohnung. Alle möglichen Papiere lagen auf dem Fußboden verstreut. Doch ich fand nichts Brauchbares, was für einen Antrag auf Übernahme der Mietschulden oder Hartz IV und weitere Unterstützungsmaßnahmen notwendig war. Während ich mich um Duplikate von Bafög-Bescheid, Mietvertrag, Betriebskostenabrechnungen und Kontoauszügen bemühte, erfuhr ich vom Vermieter, dass die Zwangsräumung für Ende November schon feststand.

Damit stieg der Druck nach einer entlastenden Lösung. Und das war erst der Anfang. Die Antragsbearbeitungen zogen sich in die Länge. Frau Henning schüttete ihre Geschichte, ihre Emotionen, vor allem ihre Wut auf einen Täter, den ahnungs- und hilflosen Sachbearbeiterinnen in den Ämtern vor die Füße. Sie erwartete, dass die Behörden sie verstanden und aus diesem Verständnis heraus handelten. Doch der ersehnte Erfolg blieb aus!

Ich telefonierte mit sämtlichen Ämtern und Behörden. Selbst das Innenministerium, bei dem Frau Henning fast täglich auftauchte, die Staatsanwaltschaft und das Vollstreckungsgericht kontaktierte ich, um mir Klarheit über die aktuelle Lage und erfolgversprechende Interventionen zu verschaffen, um Unmögliches möglich zu machen. Dort riet man mir, den behandelnden Arzt um Unterstützung zu bitten. Frau Henning erhielt eine ärztliche Bescheinigung, die ihren Opferstatus und eine posttraumatische Störung attestierte. Parallel versuchte ich, einen stationären Therapieplatz zu organisieren. Das Ziel war, die Wohnung zu erhalten und eine Perspektive zu schaffen. Ich war völlig besetzt von diesem Fall und konnte an gar nichts anderes mehr denken.

Als ich mich mit Frau Henning zur Notfallsprechstunde in das zuständige Jobcenter verabredet hatte, ging ich am Abend vorher in die Kirche zum Friedensgebet. Ich wollte ein bisschen Abstand gewin-

nen und zur Ruhe kommen. Dort traf ich Menschen, die ich kannte und die mir vertraut waren. Es bestand die Möglichkeit, ein Gebetsanliegen zu formulieren, indem man eine Kerze an der Altarkerze entzündete. Die anderen Besucher bestärkten die Betenden in ihrem Anliegen mit einem gesungenen Kyrie. Ich hörte, wie für den Frieden in der Welt und für Versöhnung in Konfliktgebieten gebetet wurde. Mir war das alles viel zu weit weg. Ich spürte, wie mich der Groll beschlich. Konnte es denn nicht ein bisschen konkreter zugehen? Ich stand auf, nahm mir eine Kerze und zündete sie an: »Lieber Gott, ich brauche morgen 2000 Euro, weil der Frau, die ich gerade begleite, die Zwangsräumung droht.« So, jetzt gings mir schon besser! Jetzt hatte Gott das Problem!

Als ich am nächsten Morgen vom Frühstückstisch aufstand, war ich mir sicher, dass wir das Amt nicht ohne die Miete für diesen Monat verlassen würden, um dem Vermieter wenigstens ein positives Zeichen unserer Bemühungen geben zu können.

Ich fuhr zum Amt. Das ärztliche Schreiben hatte ich bei mir. Frau Henning kam unmittelbar nach mir. Ich fragte sie, ob es ihr recht sei, wenn ich die Verhandlungen führen würde. Sie hatte nichts dagegen.

Wir arbeiteten uns von der Schlange in der Anmeldung zur nächsten Sachbearbeiterin im Großraumbüro vor. Ich erklärte, dass ich hier mit einer traumatisierten Frau käme, und skizzierte kurz die Situation, in der Frau Henning war. Dann zeigte ich das ärztliche Schreiben und benannte unser Anliegen.

Die Sachbearbeiterin hörte zu, sah sowohl mich als auch Frau Henning an, die neben mir saß. Sie nahm alles verständnisvoll und eingearbeitet auf und leitete uns weiter zu einer Kollegin.

Als ich mich zwischendurch zu Frau Henning umdrehte, registrierte ich, dass ihre zuvor noch klaren Gesichtszüge in Bewegung geraten waren. Was hatte das zu bedeuten? Ich beobachtete, dass sich ihr Blick wieder aufklarte, als wir den Raum verließen, um zur Leistungs-

abteilung zu kommen. Ein seltsames Gefühl beschlich mich. Es war so, als wären wir in einem Schauspiel und spielten beide unsere Rollen.

Die Kollegin der Leistungsabteilung reagierte auf uns mit den Worten: »In diesem Fall diskutieren wir nicht, hier brauchen Sie Hilfe!« Sie verließ den Raum, um mit ihrer Vorgesetzten zu sprechen. Mit Erfolg. Der Leistungsbescheid wurde ausgestellt und uns zusammen mit einer Chipkarte ausgehändigt, die uns berechtigte, 2000 Euro für die Miete und eine ordentliche Nachzahlung für den Lebensunterhalt am Kassenautomaten abzuholen. Im Flur umarmte mich Frau Henning. Ich fühlte mich wie nach einem Husarenstreich. Ich konnte es nicht fassen!

Wir trennten die Miete vom Lebensunterhalt. Frau Henning erhielt das Geld zum Leben und ich nahm die geschuldete Miete an mich, um sie sofort zum Vermieter zu bringen. Nachdem wir den nächsten Kontakt vereinbart hatten, verabschiedeten wir uns.

Es war meine erste Gebetserhörung dieser Art. Euphorisch fuhr ich auf direktem Wege zum Vermieter und ließ dort keinen Zweifel aufkommen, dass ich in wichtiger Mission unterwegs war und zum zuständigen Mitarbeiter wollte. Dort spürte ich keinen Grund zur Demut und konnte den Triumph kaum verbergen: »Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen hier Frau Hennings Mietschulden auf den Schreibtisch lege?«

Ein misstrauischer Blick traf mich: »Na, das will ich erst mal sehen!«

Ich öffnete meine Tasche und legte unter seinen Blicken mit höchstem Genuss einen Schein nach dem anderen auf seinen Schreibtisch. Nach diesem Siegeszug konnte ich mir nicht verkneifen, auch noch »So! Bitte schön!« draufzusetzen.

Der Mitarbeiter zählte schweigend das Geld und stellte fest, dass noch eine Schuld von fast 500 Euro offen sei, nämlich die Gerichtskosten. »Sie haben wohl eine Beziehung im Amt? Dann können Sie die ja für die anderen Schulden auch noch spielen lassen!«

»Nein, ich habe keine Beziehung im Amt. Ich freue mich einfach, dass Sie jetzt die Zwangsräumung aussetzen können!« Die Freude, die ich so schamlos genoss, teilte er offensichtlich nicht, aber er nahm von der Zwangsräumung – vorläufig, wie er betonte – Abstand und versprach eine kleinere Wohnung.

Von der ersten Begegnung mit Frau Henning bis zu diesem Zeitpunkt waren 20 Tage vergangen. Alle Mietschulden waren beglichen und regelmäßige Leistungen vom Amt bewilligt worden. Weitere Mietzahlungen waren garantiert und die Übernahme der Krankenversicherung gewährleistet. Die Zwangsräumung war abgewendet. Ich atmete durch und vereinbarte mit Frau Henning die nächsten Schritte. Ich riet ihr dringend die Aufnahme einer stationären Psychotherapie. Frau Henning wollte jedoch erst umziehen. Wir bereiteten Anträge zur Übernahme der Umzugs- und Renovierungskosten vor. Frau Henning nahm sich viel stabiler wahr. Sie wollte die Anträge persönlich zum Jobcenter schicken.

Ich war voller Hoffnung. Nachdem das alte Jahr so erfreulich zu Ende gegangen war, sah ich der weiteren Begleitung von Frau Henning optimistisch entgegen. Doch im neuen Jahr wurde ich schon bald mit neuen Katastrophennachrichten konfrontiert: Frau Henning hatte die Anträge nicht wie vereinbart abgeschickt. Sie kümmerte sich auch nicht um die abgesprochenen Umzugsvorbereitungen. Mich erreichten Informationen über eine viel weitergehende hochgradige Verschuldung. Noch schlimmer war, dass Frau Henning die aktuelle Miete, die das Amt auf ihr Konto überwiesen hatte, nicht bezahlt hatte. Daher nahm der Vermieter seine Zusage, ihr eine kleinere Wohnung zu vermieten, zurück.

Frau Hennings Motivation zur Therapie war im Keller. Die Wohnung wollte sie gar nicht mehr haben, sagte sie. Sie quartierte sich bei einem Freund ein, auf dessen Kosten sie lebte. Der war nach ein paar Wochen des Zusammenlebens so restlos überfordert, dass er sie mitsamt ihrem Koffer bei mir abgeben wollte. Die Rechtsanwältin,

die eine Klage gegen den Mann vorbereitet hatte, der Frau Henning wehgetan hatte, wie sie nicht müde wurde zu wiederholen, rief bei mir an, dass sie nicht für Frau Hennings Interessen eintreten könne, wenn Frau Henning ihr nicht zuarbeite.

Frau Henning war sehr betroffen, dass alle trotz ihres Zustandes so viele Forderungen an sie stellten und so wenig Verständnis hatten, dass sie mit ihren traumatischen Erfahrungen manches nicht könne.

Es vergingen weitere drei Wochen. Die Wohnung, die wir erst gerettet hatten und die sie nun gar nicht mehr haben wollte, wurde zwangsgeräumt. Ich besprach mich mehrfach mit Kolleginnen und Kollegen, aber wir kamen auf keine tragfähige Lösung. Schließlich musste eine Betreuerin vom Amtsgericht bestellt werden, die die Behördenangelegenheiten übernahm.

82

Danach hörte ich nichts mehr von Frau Henning. Meine weiteren Kontaktversuche blieben unerwidert. Es gab keinen Abschied und keinen Abschluss.

Was war das Besondere an der Begegnung?

Der Fall war in seiner Komplexität unglaublich raumgreifend und kraftauswendig. Er beschäftigte Mitarbeiterinnen im Jobcenter, im Vollstreckungsgericht, Rechtsanwältinnen mit unterschiedlicher Spezialisierung, Ärzte und private Helfer, die Frau Henning unbedingt helfen wollten. Er band ungeheuer viel Energie und nahm auch mich völlig in Anspruch. Das gesamte Team war in Mitleidenschaft gezogen und ich war wahrscheinlich so unerträglich wie Frau Henning. Die professionelle Distanz ging allen verloren.

Ich kann mich erinnern, dass ich den Fall in die Supervision einbrachte, aber ich erinnere mich an kein Ergebnis. Das lässt mich im Nachhinein befürchten, dass mich die Supervision gar nicht erreicht hat. Ich blieb in meiner Spur so verhaftet wie Frau Henning in ihrer. Wir liefen nebeneinander her, ohne uns verstehend zu begegnen. Der Einstiegserfolg gaukelte mir vor, ich sei mit Frau Henning gut in

Kontakt gekommen. Ohne einen von ihr konkret benannten Auftrag sausten wir jedoch über das Ziel hinaus, das wir nicht kannten.

Zu welchen Interventionen hat mich diese Begegnung angeregt?

Durch Frau Hennings offensichtlichen Leidensdruck konzentrierte ich mich so auf das sozialanwaltliche* Handeln, dass die anderen Bereiche ihres Lebens mir nur als Schatten erschienen und erst viel später Konturen annahmen. Eine genaue Anamnese zu erheben, war mir nicht gelungen. Die Gesprächsführung gestaltete sich ausgenommen schwierig, Frau Henning kreiste immer und immer wieder um eine Geschichte mit einem Mann, der ihr wehgetan hatte. Doch sachliche Information und emotionaler Gehalt der Geschichte fielen in ihrer Erzählung völlig auseinander. Ich konnte keine Vergewaltigung darin erkennen, vermute aber, dass es früher eine gegeben hatte, denn Frau Henning, die regelmäßig in die Sauna ging, traf dort zuweilen den von ihr beschuldigten »Täter«, dem sie dann vorwarf, sie zu stalken. Die Frage, was ihr passiert war, blieb unbeantwortet.

83

Was ist davon heute übrig geblieben?

Frau Henning hat viele Zweifel hinterlassen. Selbstkritisch mein engagiertes Handeln betrachtend, denke ich heute, dass ich meine Aufmerksamkeit zu sehr auf die Lösung der akuten sozialen Probleme gelenkt und dabei meine Energien verschlissen habe. Besser wäre es gewesen, diese in die Begleitung einer stationären Therapie zu investieren. Ich hätte dem Risiko der Zwangsäumung gelassener ins Auge blicken und in Ruhe ergründen sollen, was für Frau Henning in diesem Augenblick wirklich von Bedeutung war. Dann wäre vielleicht die Wohnung verloren gewesen, aber genau das ist trotz aller Bemühungen eingetreten. Das konnte ich vorher nicht wissen. Eine gründlichere Anamnese hätte vermutlich die Prioritäten anders gesetzt.

Welche Herausforderung lag in dieser Begleitung?

Die Herausforderung lag darin, dem Handlungsdruck zu widerstehen. Statt in der Beziehungsarbeit in die Falle der Retterin zu treten, wäre eine gemeinsame Entwicklung eines realistischen Anliegens und Auftrags sinnvoll gewesen, die man immer wieder am Machbaren hätte prüfen können. Eine frühzeitige intensive, begleitende Teamarbeit hätte die Geschichte vielleicht in eine andere Bahn gelenkt.

Deutlich erkennbar ist mir aus der Retrospektive auch, welches hohe Manipulationspotenzial in Frau Hennings Auftreten und Erscheinen lag. Hatte das auch Auswirkungen auf das gesamte Team? Haben wir unsere Ressource, die Multiprofessionalität, ausreichend genutzt? Wären Fallberatungen anders verlaufen, wenn jede für sich den Fall von vornherein mit größerem Abstand analysiert hätte? Unbefriedigend blieb der Abschluss der Begleitung. Die Luft war einfach raus. Es wurde nicht mehr über diesen Fall gesprochen.

84

Welche Bilder habe ich mitgenommen?

Welche Sätze sind geblieben?

Ich erinnere mich, dass ich Frau Henning viel später noch einmal von ferne gesehen habe, wie sie ganz entspannt mit einem modischen Haarschnitt über eine Brücke schlenderte. Das war ein schönes, ja sogar symbolträchtiges Bild.

Was hat Frau Henning mir Neues vom Leben gezeigt?

Was mir ihre Begleitung gezeigt hat, ist nicht neu, geht mir aber im Alltagsstress immer wieder schnell verloren: Weniger ist mehr und langsamer ist schneller.

Frau Hennings Geschichte erinnert mich daran, mir in solchen Fällen Zeit zu nehmen, die Bedürfnisse der Person zu ergründen, ehe die Luft ausgeht.